Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 38

Artikel: Marienfäden

Autor: Scheurer, Robert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645125

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

dem Vorwand, er müsse sich eine Krawattennadel kaufen und brauche ihren Rat. Wie sie aber drin waren, sagte er mit so lauter Stimme, daß der ganze Laden aufhorchte: „Wir sind so glücklich, uns Eheringe kaufen zu müssen; bitte, lassen Sie uns Ihren Vorrat sehen, Herr Schellhorn!“ Er sagte das so drollig und glückstrahlend, daß sie trotz ihrer Verlegenheit lachen mußte, und als er ihr dann einen Ring ansteckte, der für ihren Daumen noch zu groß gewesen wäre, und ihr der Goldschmied, die Gelegenheit wahrnehmend, etwas Zierliches über ihrer Hände Beschaffenheit zuschmunzelte, kom eine so ausgelassene Fröhlichkeit über die an ein sittsames Wesen peinlich Gewöhnte, daß sie ihrem Bräutigam vor den fremden Leuten einen Kuß gab, was sie nachher allerdings als recht unziemlich empfand und verurteilte.

So spann sie den Faden weiter, sie wußte selbst nicht wie lange, und auf einmal hörte sie sich laut denken: „Er war doch ein lieber Kerl! Ja, damals“, fügte sie halb erschrocken und sich berichtigend hinzu. „Ja, damals, damals! Wie süß war mir jedesmals das Herz bewegt, wenn er kam, wie lieb jede Blume, jede Kirsche oder Erdbeere, jede Kleinigkeit, die er mir verehrte, wie wohlklingend jedes seiner Worte und wie ansteckend sein Lachen. — Ging wirklich all das Glück von ihm aus?“ setzte sie behutsam, um sein Verdienst nicht allzusehr anwachsen zu lassen, hinzu. „War ich nicht selber die Glücksquelle? Hätte mich nicht jeder andere auch so froh gemacht? Liebenden verwandelt sich ja alles in Sonnenschein, ob sie wollen oder nicht! Selig die Blinden! So kommt es, daß der Glückstraum zerfliegt, sobald man wach und sehend wird.“

II.

Gleich nach der Hochzeitsreise fing es zwischen ihnen zu knacken und bald zu reißen an.

„Wer spricht das Tischgebet?“ fragte sie ihn vor dem Mittagessen; „bei uns hat das der Vater als seine Sache angesehen.“

Er blickte vor sich hin mit einem verlegenen Gesicht und sagte endlich: „Ist das nötig, Edith?“

Sie staunte ihn an: „Nötig? Ja, und schicklich dazu! Mir würde das Essen nicht schmecken.“

„Man betet bei Tisch wegen der Kinder“, entgegnete er, „das war gewiß bei euch auch so; deinetwegen wurde gebetet....“

Sie unterbrach ihn: „Nein, das gehörte bei uns zum Leben!“

„Wenn wir einmal Kinder haben, wollen wir es auch tun“, lachte er gezwungen.

Sie protestierte mit strengen Lippen, und er sagte bittend: „Sieh, mein Kind, ich habe das nie geübt; das war bei uns nicht Sitte; ich habe überhaupt seit meinen Knabenjahren nie mehr laut und nie vor andern Leuten gebetet; ich käme mir wie ein Büblein vor, wenn ich es jetzt vor dir tun müßte. Schone mich! Bete leise für dich und laß mich gewähren.“ Er war leicht errötet.

Sie sah ihn lang an und entgegnete spitz: „Das ist kein schöner Stolz.“

„Es soll gar kein Stolz sein“, warf er ein.

„Dann verstehe ich dich nicht.“ Sie sprach darauf leise, aber mit deutlicher Bewegung der Lippen ihr Gebet, und er wartete mit Essen, bis sie zu Ende war. So wurde es dann immer gehalten.

Am Abend hatte der Auftritt ein kleines Nachspiel. Beim Schlafengehen stellte sie ihn vor die Frage: „Sag', Edwin, betest du denn überhaupt nicht?“ Sie ließ ihn am Tone merken, wie schwer ihr die Sache wog. Er zögerte lang, auffällig lang, und sie erwartete schon ein „Nein“ und quälte sich in eifernden Gedanken, als er endlich kurz erwiderte: „Doch, ich bete auch, auf meine Art!“

Da war sie froh und begriff nicht, daß er sich nachher mißmutig in Schweigen hüllte. „Er ist so verschlossen“, dachte sie, „und scheut sich, sein Inwendiges herauszukehren, und wir sind nun doch Mann und Frau.“

In den folgenden Tagen entstand ein kleiner Kampf zwischen ihnen wegen der Zeitungen, die sie halten wollten. Sie trat für das ein, was sie in ihrem Elternhaus gesehen und gelesen hatte, und war standhaft genug, ihren Willen durchzusetzen. So ging es weiter; die beiden hatten sich fast täglich ein Scharmützel oder ein Gefecht zu liefern: ein kleiner Zank, ein kurzes Schmollen und dann die Versöhnung, und folgenden Tages wieder ein kleiner Zank, ein kurzes Schmollen und eine mehr oder weniger süße Versöhnungsszene. Die junge Frau machte sich nicht viel daraus; ihre Mutter sagte ihr, das sei in den ersten Wochen nach der Hochzeit, da man sich durch Reibung aneinander gewöhnen müsse, nicht anders und werde sich schon geben. Edith freute sich heimlich, daß sie ihren Willen fast immer durchsetzen konnte und ihr Mann im Grunde so nachgiebig und friedfertig war. Uebrigens fiel ihr diese Nachgiebigkeit nicht besonders auf, denn in ihrem Elternhause war es auch nicht viel anders gewesen; die Mutter hatte den Ton angegeben und der Vater freundlich zugestimmt. (Fortsetzung folgt.)

Marienfäden.

Von Robert Scheurer.

Ich stand in einem Blumengarten,
In Astern weiß und rot und blau;
Und mitten in dem Herbsteswunder
Saß eine alte, müde Frau.
Die Sonne schuf auf all den Dolden
Ein Farbenspiel gar zier und fein.
Und in der Greisin Silberhaare
Spann sich manch güldner Faden ein.

Einst bot des Lebens Lenz mir Knospen
Und Mädchen blüten rosenlicht;
Auch fehlt' des Sommers Erntetagen
Gereifte Frauenschönheit nicht.
Doch, ob auch Venusbilder winkten
Aus schwüler Jugendzeit Gefild,
Der müden Greisin milde Schöne
Deucht' mir ein hehr Madonnenbild.

Heut' steh' nach Jahren ich im Garten.
Die greise Frau deckt längst der Stein.
Nun spielt in meinen Silberhaaren
Der Herbstessonne Feierschein.
Wie einstmals, blühn auch jetzt die Dolden.
Ein Aveglöcklein ruft im Tal.
Vor meinen Augen wiegt ein Faden
Feingülden sich im Abendstrahl...